

Karl Stamm

Autor(en): **Steffen, Albert**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stern Tanzenzen“, zwei ganz allerliebste, mit viel Grazie und Humor vorgetragene Geschichten, die uns die Verfasserin aufs neue lieb machen. Die Tiefgründigkeit und Feinheit in der psychologischen Darstellung, die der eben besprochenen Novelle eignen, erreichen diese niedlichen Erzählungen zwar nicht; sie sind mehr erdacht als erfühlt, aber geistreich erdacht, besonders die zweite, die uns die seltsame Brautwerbung des Betters aus Amerika erzählt und den edeln Wettstreit der zwei Schwestern Karoline und Kunigunde Tanzenzen, von denen jede der andern das Glück an der Seite des Amerikaners und Erfinders eines Blutreinigungsmittels so sehr gönnte, daß sie schließlich alle beide verzichteten. Sie lesen sich sehr gut und angenehm, die zwei Novellen, und dürften weiten Kreisen willkommene Unterhaltung bieten.

Schließlich sei heute noch das ganz famose Büchlein Alexander Castells, „Französische Reise“^{*)}, kurz angezeigt. „Impressionen“ nennt Castell diese Tagebuchblätter, darin er erzählt, wie er während der Kriegszeit nach Paris fährt, der Stadt, die er als die Heimat seiner Seele liebt. Mit überaus leichter Hand bringt er seine scharfen Beobachtungen zu Papier, knapp und anschaulich und in jenem nervös-eleganten Stil, der ihn vor seinen schwerflüssigen Landsleuten auszeichnet. Brillant geschaut Einzelheiten aus der Weltstadt

^{*)} Zürich, Rascher & Co., 1919.

wirft er in prägnanter Sprache hin; das ist keines der gewöhnlichen Kriegstagebücher, die heute Legion sind, es ist das Werk eines Künstlers, aus der Liebe zu der Stadt und dem Volk geboren; es fesselt durch die Art, wie der Dichter die Dinge erlebt, auch da, wo er an der Somme, in Belgien an der englischen Front die Ruinenfelder besucht, wo einst bewundernswerte Denkmäler der Kultur den Reisenden zum Verweilen veranlaßten, und wir fühlen den Schmerz um die unwiederbringlich verlorenen Schätze, um die blutende Menschheit mit, obwohl Castell nur erzählt, was er sah, hörte und erlebte. Es dürfte nicht viele solche Darstellungen geben in der großen Menge von Kriegsbüchern, von denen die meisten mit dem Tag vergehen werden. Wenn einmal eine glücklichere Menschheit auf diese Jahre des Grauens zurückblickt, wird neben ein paar andern auch diese „Französische Reise“ vielleicht noch fortleben und nicht vergessen werden, weil ihr Verfasser mehr bot als ein bloßes Referat über Tatsachen oder strategische und kulturelle Erscheinungen während des Krieges: er bot Augenblicksbilder voll pulstierenden Lebens, er schrieb diese Impressionen mit dem Herzen, und daher kommt die Stimmung, der Zauber, der über dem ganzen Büchlein liegt und selbst den durch die zahllosen Berichte aus den kriegsführenden Ländern und von den Fronten Abgestumpften noch zu fesseln vermag.

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

† Karl Stamm.

Mit Bildnis.

Was die Sinne wahrnehmen, ist ein Vergängliches. Was der Verstand daraus kombiniert, trägt den Tod in sich. Freundschafts-, Familien- und Völkerverhältnisse, soziale Einrichtungen und politische Beschlüsse, Werke der Kunst und Wissenschaft, die ihren Ursprung nicht anderswo nehmen als dort, wo Augen sehen, Ohren hören und Gehirne rechnen können, sind von Anfang an dem Untergang verfallen. Europa ist zum Kirchhof geworden. Unsere Denkart trägt die Schuld daran. Die Impulse, die eine Wandlung schaffen, kommen nur aus dem Geiste; sie müssen aus jenen Regionen hergeholt werden, die das Sterben nicht kennen. Aufgabe der kommenden Generation, wenn sie nicht erleiden soll, was wir, ist: die Schranken niederzubrechen, die die „Verständigen“ zwischen Diesseits und Jenseits errichtet haben. Die Dichter sind die Pioniere.

Inbrünstiger bei diesem Beginnen war keiner als Karl Stamm. Seine Tat heißt: „Der Ausbruch des Herzens“. Wenn das Herz aufbricht, verströmt es Blut. Er war darauf gefaßt. Er wußte: Das Werk wird schwer. Mit einem Aufschrei hob er an. „Du heißes, ungeschriebenes Buch...“

„Wir sind mit dem Unsichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden,“ sagt Novalis. Nicht darin lag das Schwere für Karl Stamm, die Schwelle zwischen Leben und Sterben zu überschreiten, sondern Brücken vom Geist zu den Sinnen zu schlagen, um zu den vermauerten Seelen der Menschen von seinem Erlebnis zu reden.

Vermauert hämmert das Gehirn die Wand, die mich vom Diesseits trennt.
Denn ich bin jenseits.

Als Jenseitiger schon im Leibe ging er im Diesseits umher. Seine Erdenwände-

nung hat etwas vom Schweifen einer ab-
geschiedenen Seele, die alles, was sie er-
lebt hat, in der Erinnerung an sich vor-
überziehen läßt: da erscheint ihr der
Nachtmarkt in der großen Stadt wie ein
Totengericht, das Karussell wie ein Ge-
spenstertreiben, der Kinderpark wie ein
hinhuschender Traum, der Gletscher wie
ein Geistesziel, die Greifin, die an der
Straßenecke kauert, wie ein Bildwerk,
an das Gott seine formen-
den Hände legt.

Das Dunkle, Schmerz-
liche und Zerstörerische,
das er sieht, verursacht
ihm Bangigkeit, Mitleid
und Grauen. Er weiß:
Es darf nicht übergangen,
sondern muß erlöst werden.
Es ist ja ein Teil von
seinem Selbst, von seiner
schauenden Seele. Sein
Schauen ist Warnen, ist
Bitten, ist Liebenwollen.

Solche Sehnsucht nach
Einswerden mit dem an-
dern Wesen glommt in sei-
nen Augen. Blicke jemand
so vertrauend und treu-
herzig wie er? „Du bist
in mir,“ sagte sein Blick,
„laß mich auch in dich hin-
ein.“ Er flehte so nicht
nur zum Freund, nein,
auch zum Feind, nicht nur
zum Menschen, nein, zu
jeder Kreatur. Er sprach
zum Hund:

Du dumpfes Tier, so komm und lege deine
Pforten
mir auf die Kniee, stürmischer Gesell.
Wie tobst du hold! O ich versteh dich ganz.
Dich trennen
tausend Klaster von mir. Wie zittert nur dein
Fell!
Und deine Pforten werden Händen ähnlich,
du willst aus deinen Krallen Finger treiben,
du bist voll ungeheurer Zärtlichkeiten,
dein Auge schaut entsternt, wer wohnt in dir?
Es jagen sich in deinem Rachen fremde Laute.
Das ist kein Bellen, ist viel mehr als dies, ich
kenne
dieses Stammeln, hilflos Ringen um ein Wort.
Es jagen sich die Ketten deiner Töne.
Nun lächelst du, du bist mir schon sehr nah,
ich fühle ein Gesicht an meiner Wange,
leise löscht das Tier in dir,
du lässest dich zurück ...



Karl Stamm (1890—1919).
Phot. G. Schlenker, Wädenswil.

Wie muß das herrlich sein:
Der erste Tag. Erkennung, leises Fluten,
Schweben,
selig Schwimmen. — Was dämmert her? O
schwerer Schattenfall.
Ich stürze tief in mich zurück, erwache jäh.
..... Du bellst!

Er liebte Gott in allen Wesen. Der
Kampf war hart, den er gegen jene
Augenblicke führen mußte, die ihm solche
Liebe widersinnig machen wollten:
gegen Gleichgültigkeit des
Herzens und Verödung
der Seele, gegen das Tie-
ber des Blutes und das
„weiße Nichts“, gegen Mü-
digkeit, Krankheit und Tod.
Der Preis des Sieges,
seine Gedichte wurden um-
so herrlicher. Wenn ich
verzweifeln will, nehm ich
sie zur Hand, denn sie
machen meine Wüste ur-
bar. Wenn ich krank bin,
lehren sie mich, was schon
Rovalis wußte, daß jeder
Schmerz ein musikalisches
Problem ist. Wenn ich zu
sterben vermag, werd ich
sie ganz verstehen.

Durch meine Arme dräng
ich mich hinaus,
durch meine Finger flüchte
ich mich fort,
ich lasse mich zurück, ich
schwebe auf,
o, jetzt erfahre ich mein
tieftes Wort.

Der letzte Feind war
ihm der Tod, nicht der,
den man duldet, sondern der, den man
tut, der Krieg, der den meisten Men-
schen so selbstverständlich geworden ist die
letzten Jahre: für ihn ein fürchterlicher
Alp. Er führte die Menschheit am Ge-
kreuzigten vorüber, damit sie zur Selbst-
besinnung käme.

Gekreuzigter, zeuge für mich,
denn meine letzte Stunde ist da,
niemand höret mich,
und meine Seele ist in Not.
Worte der Güte lehrte mich meine Mutter,
ich habe die Menschen geliebt, die mir Gutes
getan,
ich habe ein Weib begehrt, es zu besitzen,
meines Hauses habe ich mich gefreut,
in Arbeit sanken meine Tage dahin.

Nicht immer wollte mir das Glück. Es lag ein
 irgendwo, der täglich finstler sich auf meine
 Schatten
 Schultern legte.
 Da fuhr ein ungeheures Wort durchs Land.
 Ein Feind erstand. Ich glaubte an den Feind!
 Ich hatt' ein Vaterland. Ich tat, wie mir be-
 fohlen.
 Ich schwur den Eid in deines Vaters Namen.
 Ich war ergriffen, ich marschierte,
 Musik beschwingte meinen Fuß, groß standen
 Abende
 am Horizont. Die Seele ahnte Wunder naher
 Morgen.
 Da schritt der Feind heran, wir schritten ihm
 entgegen.
 Und wieder tat ich, wie man mir befohlen:
 Ich tötete. Und wehrte mich meines Lebens,
 wir schrieten alle, Freund und Feind,
 wir schrieten in deines Vaters Namen,
 wir überbrüllten uns und unsere Not.
 Das war mein Feind, wie ich voll Haß und Tod,
 das war der Böse, den ich treffen mußte,
 um dessentwillen ich mich opfern wollte,
 das der Verfluchte, der mir gegenüberstand ...
 Ich war nicht mehr ich selbst, ich war wie er
 nur Sprung,
 dann weiß ich nicht mehr, was ich tat, ich war
 aus mir versperrt
 und fühlte plötzlich, daß ein Unerhörtes sich be-
 gab:
 In diesem Feindesantlitz schrie ein anderer, schrie
 mir entgegen, meinem andern Ich: Besinne
 dich!
 Es war nicht dies, nicht Bitte, Klage, war viel
 mehr als Not,
 nenn aller Worte Worte, und du nennst es nicht,
 ich weiß nur, daß ich fürchterlich zerriß,
 in ungeheuren Donnern stürzte jedes herge-
 brachte Recht —
 Nenn es Erkenntnis, Wahrheit, Wesenheit, was
 ich erfuhr:
 Ich sah! O, ich empfing! Ich stand in Klarheit
 unendlich aufgetan von mir zu ihm ...
 Schon wollte meine tieferlöste Seele heißes
 Danklied stimmen —
 da schluckte Finsternis das Licht aus meinem
 Auge.
 Und niederheulten alle Nachtgewölbe, alles war
 wieder da,
 ertränkte mich in einem Meere von Erkennung:
 Mord! Mord!

In meines Feindes Antlitz starrt es eingekragt.
 Ich stürzte mich auf ihn, ich preßte ihn an
 meine Brust: Erwach! —

Er blieb der stumme Schrei,
 darin ich Tag und Nacht mich betten muß.
 Wo flieh ich hin vor ihm? Wo flieh ich hin vor
 mir?

O Schweige doch!
 Ich blute, Bruder, blute!
 Verlaß mich doch, auf daß ich sterben kann!

Zeuge für mich, Gekreuzigter!
 Meine letzte Stunde ist da.

Wir wissen, der Mord, zu dem die
 Menschen gezwungen wurden, ist den
 wenigsten zur Verwandlung geworden.
 Die meisten sind geblieben, wie sie waren.
 Viele haben sich verhärtet. Einige sinnen
 auf Schlimmeres. Wir wissen aber auch,
 daß einer hinübergangenen ist mit einer
 Seele, die zu den Gestorbenen sprechen
 kann. Er ist dem Schmerz vertraut ge-
 worden. Die gelitten haben, sammeln
 sich um ihn. Er jauchzt:

O, brich aus mir, ersehntes Bruder-
 Ich!
 Erschwing, ersinge dich und werde Ton.
 Es steigt das Kreuz unendlich auf ins Licht.
 Durch seine Himmel schwebt der Menschensohn.

Werden diese Worte nicht von Tau-
 senden von Geistern im Chore nachge-
 jubelt, und wenn sie erschallen, werden
 wir, die wir den Dichter lieben, nicht die
 Bewegung der Sphären spüren, und
 wenn wir sie spüren, werden wir nicht
 Mittler, und wenn wir Mittler sind, hat
 da die Wirkung des Toten unter den Le-
 benden nicht ihren Fortgang? Wir sind
 fröhlich, denn wir machen Ernst, Wir
 machen Ernst, denn wir haben einen
 Freund da drüben. Wir haben einen
 Freund da drüben, denn er hat uns gern,
 weil wir in seinem Sinne weiterwirken.

Albert Steffen, München.

Mai

Ein Blütenbaum lehnt sich an's Himmelsblau.
 Sein weißes Leuchten überstrahlt mich ganz.
 Am Hügel schimmert trotz Kapellengrau
 Ein Eräbergärtlein voll im Maienglanz.

Verklärt eil' ich hinauf und kann nichts sehn
 Als Licht und Blumen! Eine helle Hand
 Winkt freundes mild mit im Vorübergehn:
 Es war der Tod im lichten Maigewand.

Dora Binkert, Zürich.